Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 33 (1943)
Heft: 5

Artikel: Michel
Autor: Jemelin, Erika
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634574

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Michel

Die Geschichte eines kleinen Franzosen von Erika Jemelin

Lena freute sich, als Michel gleich am ersten Abend die Aermchen um ihren Hals legte und Tante zu ihr sagte. Sie hatte vor dieser Stunde Angst gehabt und gefürchtet, dass er weinen oder nach seiner Mutter verlangen würde. Aber seine Müdigkeit hatte keine Kraft mehr übrig für Tränen und heimwehvolles Erinnern. Die weite Reise in das fremde Land, die vielen Menschen und jetzt Lena und Erich, die ihn geküsst und mit sich heimgenommen hatten, alles versank nun in einen weichen, erlösenden Traum, der nichts wusste vom Elend der Zeit.

Und Michel war glücklich. Nicht, dass er darüber gesprochen und das frohe Gefühl seines Herzens vor Lena ausgebreitet hätte. Dafür war er wohl noch zu klein; aber sie spürte seine Anhänglichkeit jeden neuen Morgen, der ihr sein Lächeln schenkte, das schelmisch frohe. Sie fühlte es auch, wenn er abends vor dem Einschlafen sein blasses Bubengesicht an das ihre presste, oder wenn seine Augen, die dunklen, feuchten, die oft erfüllt schienen von dem Leid, das über die Erde ging, in freudigem Schimmer aufstrahlten. Dann konnte es vorkommen, dass ihr gemeinsames Lachen fröhlich ineinanderklang und sie vergessen liess, dass hinter diesem Frohsein eines Tages die Trennung stehen würde.

Michel sprach selten von dem, was er zurückgelassen hatte. Und Lena fand das ganz erklärlich und richtig so. Aber wenn er sich zu Tische setzte, vor all diese guten Dinge, die er vor sehr langer Zeit einmal gekannt und dann fast vergessen hatte, dann gedachte er der Mutter und erzählte vom kleinen Schwesterchen.

„Weisst du, es ist noch sehr klein und hat immer Hunger", sagte er etwa, „und nicht wahr, Tante Lena, ich darf der Mutter dann viele gute Sachen heimbringen?" Mit dieser Frage schien er sich bei jeder neuen Mahlzeit vom schlechten Gewissen, dass er nun an so reicher Tafel sass, während Mutter und Schwesterchen darbten, loszukaufen.

Er weinte nur einmal richtig und so, wie Lena niemals noch ein Kind hatte weinen sehen. Das war an dem Tage, als die Postkarte von seinem Vater aus dem Kriegsgefangenenlager kam.

„Schau, Michel, wer dir geschrieben hat", sagte Lena und legte die Karte mit den paar spärlichen Zeilen in seine kleine, nun schon kräftig und braun gewordene Hand.

„Papa —, von Papa", flüsterten Michels Lippen benommen, noch bevor sein Herz die freudige Wahrheit richtig begriffen hatte. Papa, der gute und liebe, der einmal vor ewig langer Zeit die Uniform angezogen und von ihnen gegangen war, um dann niemals wiederzukehren. Papa, der durch alle Träume seiner Nächte geisterte, immer mit dem traurigen Glanz in den Augen und dem schmerzlichen Lächeln, mit dem er damals Abschied genommen hatte. Und den Michel trotz Fernsein und langer Trennung nimmermehr würde zu lieben aufhören oder gar vergessen können. Nein, von ihm erzählt hatte er nie; keinem die Stunden geschildert, in denen sie bäuchlings nebeneinander am Boden gelegen, Eisenbahn gespielt und zusammen gelacht hatten. Oder jene Tage, da man an seiner Hand durch den Wald ging; jenen dunklen, grossen, der hinter Grossmutters Haus anfing und kein Ende nehmen wollte. Längst waren diese glücklichen Zeiten vergangen und Mama hatte ihm erzählt, dass man seinen Vater eingesperrt habe, ihn gefangen hielt in einem fremden, fernen Land, das weder seine Sprache verstand noch von seinem Heimweh etwas wissen wollte. Was mussten das für böse, herzlose Menschen sein, die einen solch herrlichen Vater einsperren konnten! Und über all diesen Bildern, die stärker waren als die Freude des Hierseins, diesen Erinnerungen, vor denen auch die schönste Gegenwart verblassen musste, kamen ihm endlich die Tränen, auf die sein Herz schon lange unbewusst gewartet hatte.

Er weinte nicht wie andere Kinder, denen ein Leid geschieht oder die ihre Spielsachen zerbrochen und nun Angst vor der Strafe haben. In seinen Tränen schien aller Kummer einer irregeführten Menschheit aufzustehen und ins All zu rinnen. Sie klagten um Vergangenes und hatten gleichzeitig Furcht vor dem Kommenden und aus ihnen erlauschte Lena alles, was Michel ihr verschwiegen hatte.

Oh, es war eine Geschichte, wie sie heute zu Tausenden sich erfüllen, nicht schmerzlicher als andere, an denen wir täglich achtlos vorüber und in unseren gesicherten, friedlichen Alltag hineingehen.

Wenn man Michel gefragt hätte, warum er weine, er hätte seine Ergriffenheit kaum jemandem erklären können. War es die Freude über die plötzliche und unerwartete Verbundenheit, die diese paar Worte mit dem vermissten Vater herstellten, oder dachte er an jene Sonntage im Wald und an alles, was so weit zurückzuliegen schien und wohl unwiederbringlich verloren war? Hatte er die Nacht immer noch nicht verwunden, in welcher Grossmutters Haus, eine brennende, rote Fackel, zwischen den nächtlich schwarzen Bäumen auflohte und gebückte, vertriebene Menschen über die Landstrasse zogen, von keinem Stern geleitet, von keinem Himmel getröstet.

Lenas Hände, die guten, die so oft schon liebevoll über Michels Wange gestreichelt und sich beschützend um seine Finger geschlossen hatten, begannen zu zittern und wussten um keinen Trost. Und ihr Herz weinte mit Michels Herzen, während sie dachte, dass einmal ein Tag kommen werde, wo das Schluchzen einer verzweifelten Menschheit so laut werden würde, dass es bis vor Gott dringen müsste. Und dann? Würde er dann nicht endlich sich erbarmen und das Wort sprechen, das Wort, auf das wir jeden neuen Tag hoffen, es erwarten und erflehen in all unsern Gebeten.

Die Wochen vergingen, wie eben Wochen vergehen, in denen man sorglos glücklich ist und nicht viel an das Nachher denkt. Einmal, an einem Spätsommertag, schleppte Michel einen riesigen dürren Ast von einem Waldspaziergang heim. Seine nun schon kräftig gewordenen Arme mühten sich um das Holz und liessen nicht locker, als bis es vor Lenas Füssen lag.

„Weisst du", meinte Michel auf ihre erstaunten Blicke erklärend, „es ist für deinen kleinen Ofen im Winter. Damit du recht warm hast, wenn ich dann nicht mehr bei dir bin."

Natürlich, sie musste ja einmal kommen, die Stunde, die ihr Michel und sein frohes Leben, das einen so beglückenden Schein über das Gleichmass ihres Daseins geworfen hatte, entführte. Die ihn zurückbrachte zu dieser andern Frau, die seine Mutter war und die seine Rückkehr sicherlich sehnsüchtig erwartete. Die ihn abends ins Bett legen, seinen zärtlichen Gutenachtkuss auf der Wange fühlen und seine Hände in den ihren halten durfte.

Und Michel? Ob er sich wohl aufs Heimgehen freuen und leichten Herzens scheiden würde? Ob er in sein früheres Leben zurückging wie einer, der aus den Ferien kommt und sich nachher gerne wieder einfügt ins Ganze? Aber in seinem Fall wird dieses Nachher Hunger sein, und Kälte im Winter und Einsamsein, wenn die Mutter arbeiten gehen muss. Ach, wenn sie ihn doch hier behalten könnte!

Aber es ging nicht und sie würden keine Ausnahme machen. Einmal, an einem Nachmittag, als Michel plötzlich mit Spielen innegehalten und gefragt hatte: „Gibt es keinen Ausweg, damit ich bei dir bleiben könnte, Tante Lena?", da war sie beglückten Herzens

und voller Hoffnung an verschiedene Stellen geeilt, hatte gebettelt, gedrängt und alles unternommen, um einen längern Aufenthalt zu erzwingen. Denn drei Monate, was ist das schon für ein Kind, auf dessen Schultern die Entbehrungen zweier Jahre lasten? Es war nichts zu machen gewesen, gar nichts. Andere kämen nun an die Reihe, hatte man ihr Bescheid gegeben, und es sei noch eine lange Reihe, die wartend vor den Toren stehe und auf die Güte unseres Landes zähle. Und was ist ihr da anders übrig geblieben, als heimzugehen und Michel liebevoll die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen klarzumachen?

Er hatte gelauscht, genickt und nicht viel darauf geantwortet. Und keiner hätte zu erraten vermocht, was für Gedanken sich hinter seiner hellen Knabenstirn drängten. Aber an diesem Tage und dem nächsten war er stiller als sonst, in sich gekehrt und schien angestrengt über etwas nachzugrübeln. Dann konnte es geschehen, dass seine dunklen Augen noch um einen Schein dunkler wurden und gross, und dass er plötzlich zu Lena ging, die Arme heftig um ihren Hals schlang und sie küsste. In solch einer merkwürdigen Minute, als sie seine zerzausten Locken an ihrem Hals spürte und seine Blicke sich scheu vor den ihren verbargen, flüsterte er: „Ich habe dich lieb, Tante Lena. Du bist immer so gut und lachst mit mir und weisst, wie man spielt und fröhlich ist. Meine Mutter ist anders als du."

Wie wohl das tat, dieses Wort, auf das sie, ohne dass sie es sich eingestehen wollte, schon lange sehnsüchtig gewartet hatte! Wie süss es war, diesen weichen Kindermund an ihrer Wange zu fühlen und zu wissen, dass Michel sie lieb hatte und vermissen würde. Ob er nun an seine Mutter dachte, jene Frau in der Ferne, die anders war als sie? Deren Herz, das einmal gewiss ebenso jung und freudig geschlagen hatte, wie das ihre, nun angefüllt war mit Kummer und einer unbeschreiblichen Bitternis. Denn was hatte der Krieg, dieses sinnlose, blutgierige Ungeheuer, ihr noch gelassen vom Leben, von einem Dasein, das wohl schlicht, aber sonnenvoll und glücklich gewesen war? Zwei müde Hände, die sich von morgens bis abends abrackern mussten, ohne ihre beiden Kinder sattkriegen zu können. Ein paar einsame Gräber weit draussen im Feld und ein armseliges Häuflein Asche und Trümmer an einem Waldrand, wo im Sommer Brombeeren blühten und anmutige Rehe in der Dämmerung mit sachten, geschmeidigen Schritten auf die Wiese wechselten. Und dann noch das Heimweh; dieser zehrende Schmerz in der Brust beim Gedanken an jenen, der nun schon so lange Zeit das Joch der Gefangenschaft tragen musste. Sie trug ihn durch die Tage, diesen Schmerz und wurde ihn auch in den einsamen Nächten nicht los, und vielleicht würde er nun immer ein Teil ihres Lebens sein. Sein Schatten war es, der der Sonne den Glanz und ihrem Mühen den Sinn nahm, und der ihr Lachen, das einst so helle, ausgelöscht und zum Verklingen gebracht hatte.

Der Tag von Michels Abreise rückte unerbittlich näher. Oh, dass er doch schon vorbei wäre, dieser dunkle Moment, wo ein schmales, geliebtes Gestältlein in einen schwarzen Zug steigen und für immer von ihr gehen würde.

Auch Michel dachte daran. Nicht, dass er etwa davon gesprochen oder geweint und gejammert hätte. Aber Lena fiel es mit einem Mal auf, was für ein Draufgänger der sonst doch eher scheue Junge in den letzten Tagen zu werden anfing. Wo hatte er nur plötzlich all diesen Mut und die Waghalsigkeit her? Er, der vorher jeder Gefahr sorgsam aus dem Wege gegangen war und sich am liebsten an ihrer Seite gehalten hatte, wusste nun nicht, wie ausgelassen und wild er sich aufführen wollte.

„Michel, steig um des Himmels willen sofort von diesem Baum herunter, sonst geschieht sicher noch ein Unglück", rief Lena ausser sich, aber er lachte sie nur aus und wollte nichts mehr von Gehorsam wissen. Bald darauf kam er mit einem arg verbeulten Knie heim und am andern Tag mit zerrissenen Hosen.

„Michel, Michel, was ist nur mit dir los?" klagte Lena und wusste nicht, was sie von diesem Getue halten sollte.

Und dann, am Abend vor der Abreise, der Koffer war schon gepackt und die Kleider lagen bereit, brachten sie ihn ihr. Bleich, die Augen geschlossen, mit gebrochenem Bein. Aber er lächelte, ein geheimnisreiches, glückliches Lächeln war es; wie es Menschen besitzen, die endlich zum Ziele gelangt sind. Und als Lena sich mitleidsvoll und gerührt von seiner Tapferkeit über ihn beugte, um dieses Lächeln von seinen blassen Lippen zu küssen, da sagte er leise und so, dass nur sie allein es hören konnte:

„Jetzt bin ich krank und kann bei dir bleiben; das ist sehr schön." Und sie verstand ihn, lächelte nun ebenfalls und küsste ergriffen und im Tiefsten glücklich seine geschlossenen Augen.

Louis Reich als Maler und Zeichner

Wenn der Bauer seinen Acker bebaut, der Handwerker sein Tagewerk verrichtet, der Beamte seine Pflicht erfüllt, so ist das für uns selbstverständlich. Weniger selbstverständlich ist es jedoch, dass es in diesen Kreisen auch Dichter, Maler und Künstler gibt, und doch ist das bei uns in der Schweiz keine Seltenheit. Denken wir nur an unsere Berndeutschdichter, sie gehören mit zu den Besten im Lande. Für manchen wäre sein sogenannter Nebenberuf eben doch eigentlich Hauptberuf, im wahren Sinne des Wortes, denn hierin liegt seine Berufung, welche sich aber oft erst im reiferen Alter offenbart.

Zu dieser Gruppe gehört auch der in Basel am 2. Februar 1891 geborene und seit 1912 in Bern lebende Künstler Louis Reich. Ich möchte es nicht unterlassen, mit einigen Worten auf das Schaffen des nun Zweiundfünfzigjährigen hinzuweisen. Louis Reich besuchte die Schulen von Basel. Nach dreijähriger Lehrzeit in der Möbel -und Bildhauerwerkstätte Max Russ und gleichzeitigem Besuch der Gewerbeschule, verliess er 1908 als Möbelschreiner seine Vaterstadt und begab sich auf die Wanderschaft. Die Bekanntschaft mit der Tochter eines Malermeisters wurde für Louis Reich richtunggebend. Als der zukünftige Schwiegervater Einsicht in seine Skizzenbücher bekam, sagte er zu ihm: „An dir ist ein Maler verloren gegangen." Louis Reich legte hierauf seinen Hobel nieder und griff zu Pinsel und Palette. Nachdem er sich in der Malerwerkstatt mit den Farben vertraut gemacht hatte, führte er Schriften und Dekorationen aus, was ihn jedoch nicht vollständig befriedigte. Er wechselte nochmals und kam 1912 nach Bern in Stellung. Trotzdem während den Grenzbesetzungsjahren Pinsel und Palette fast vollständig ruhten, gelang es ihm 1918 mit einer Sonderausstellung von Landschaften im Kunstmuseum Bern zum erstenmal an die Oeffentlichkeit zu treten. Noch im gleichen Jahre beteiligte er sich an der Eröffnungsausstellung der neuen Kunsthalle in Bern; später als Gast an Weihnachtsausstellungen Bernischer Künstler, sowie auch an der I. Regionalen Ausstellung des Schweiz. Kunstvereins. Verschiedene Zeitschriften reproduzierten seine Holzschnitte und Zeichnungen. Louis Reich ist Autodidakt, stand aber zwei Jahre unter Korrektur der Kunstschule Berlin und später im Aktzeichnen zwei Jahre unter Prof. Th. Volmar in Bern. Aus diesen Gründen herrscht in seinen Werken auch das Figürliche vor. Louis Reich nimmt es mit sich und seiner Kunst sehr ernst. Ihm ist alles Problem. In seinen Neujahrskarten offenbart er uns sein Innerstes. Die bildlichen Darstellungen begleitet er immer mit sinnreichen Worten.

Wenn er auch die Darstellung eines Geranienstöckleins